

DER BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: In Gedanken. Von Ludwig Pietisch (zu der gleichbenannten Illustration von Carl Mücke). — Lied, componirt von G. Duffo. — Cécile. Novelle von Gustav zu Putlig. (Fortsetzung.) — Die Parforcejagd. Von Karl Müller in Wiesfeld (zu der gleichbenannten Illustration von C. F. Deiter). — Wirtschaftsplaudereien. — Die Dame ohne Herz. Roman von Karl Heigel (mit Illustrationen von Simmler). — Modenbild nebst Beschreibung. — Auflösungen des Rebus und der Charade Seite 36. — Correspondenz.

In Gedanken.

Zum gleichbenannten Bilde von Carl Mücke.

einem noch Ungewissen, nur Geahnten. — Sie sind ihr nicht unbekannt, diese träumenden Gedanken. Noch bänglicher und noch süßer vielleicht bewegten sie ihre junge Seele vor nun bald drei

ter Sinne, sondern auch so Etwas wie eine Eiferjucht, deren sich sein Kinderherz freilich nicht bewußt ist. Es fühlt, daß es nicht mehr ganz allein den Platz im Herzen der Mutter hat, ohne zu ahnen, mit wem es denselben nun und fortan immerdar theilen soll.

Junge Frau, was sinnst Du nur?" möchte man mit Theodor Storm auch diese junge Holländerin fragen, welche, zurückgekehrt in das Lederpolster des alten Lehnstuhls, die Hände mit der Arbeit laß im Schoß ruhend, die Augen gesenkt und halb geschlossen von den breiten Lidern, träumend daßigt. Ihrem kleinen, erstgeborenen, blondlockigen Mädchen selbst fällt das Aussehen der Mutter auf. Sie war doch sonst immer so rüstig und munter, sang so lustig bei der Arbeit, und wenn die einmal ruhte, erzählte sie der Kleinen so schöne Geschichten! Und nun ist sie so stumm und hat kaum ein Auge, kein Lied, kein Wort für ihren Liebling. Da überschleicht es auch ihn so eigenthümlich bänglich. Das Mädchen vergißt selbst die geliebte Puppe, sein eigenes Kindchen, mit der es eben noch so vergnügt Mütterchen gespielt hat. Es lehnt die runden Armechen der Mutter aufs Knie, rühret mit dem Händchen deren Arm und blickt ihr mit den blauen Augen so fragend ins Gesicht.

Das aber gibt ihm keine Antwort, und der feine, liebenswürdige Mund bleibt stumm. Es ist nicht eigentlich Schmerz oder Trauer, aber auch nicht eigentlich lächelnde Freude, was aus diesen Zügen spricht. Wohl aber hat der Ausdruck etwas von beiden Empfindungen. Eine leise Lust, ein leises Weh, eine zarte Bangigkeit schwellt ihre Brust. Es ist zunächst noch mehr eine Vorstellung von etwas Zukünftigem, als ein Wirkliches, Gegenwärtiges, was diese Stimmung in ihrem Herzen, diesen Ausdruck ihrer Mienen erzeugt. Sie sitzt einsam, aber ihre "Gedanken" gelten in diesem Augenblick nicht dem abwesenden Mann, ob er auch vielleicht eben auf schwanktem Fischerboot die See durchfurcht, um aus ihrer Tiefe die lebendige Frucht zu gewinnen, die ihm Nahrung bringt für sich und die Beiden daheim. Nein, sie gelten

Jahren zum ersten Mal. Nun kommen sie wieder, ähnlich und doch anders, ernster noch, und doch ruhiger, gleichmüthiger. Das kleine Mädchen überkommt nicht nur die Neugier, was die Mut-

ter schlecht in Düsseldorf wie in München hat mit dieser Art Romantik völlig gebrochen und zieht es vor, das lebendige Weltliche, statt das verklärte Himmlische zu malen. Ludwig Pietisch.



Ges. v. Carl Mücke.

In Gedanken.

X. A. v. R. Brend'amour.

Lied.

Aus dem schwedischen Schauspieler: „Die Hochzeit zu Ulfasa“.

Componirt von G. Dullo.

Larghetto.

Das Mädchen er - ging sich im herr - li - chen Hain, zwischen No - sen und lieb - li - chen Blu - men. Da traf sie den Jüngling im Mor - gen - licht - schein. Es trau - ern die Lin - den, die grü - nen. Nun muß ich fort, Al - ler - theu - er - ste mein, von den No - sen und lieb - li - chen Blu - men. Doch gehst du mir nie auf der Welt aus dem Sinn, es trau - ern die Lin - den, die grü - nen. Und ich blei - be hier, Herz - ge - lieb - te - ster mein, zwischen No - sen und lieb - li - chen Blu - men, und nie soll ein An - dere mir theu - er sein, es trau - ern die Lin - den, die grü - nen. Der Jüngling, der fiel im heid - ni - schen Land, zwischen No - sen und lieb - li - chen Blu - men; die Jungfrau im Klo - ster ne Frei - stät - te fand; es trau - ern die Lin - den, die grü - nen. Und Chri - stus gibt Bei - den wohl himmli - sche Ruh', un - ter No - sen und lieb - li - chen Blu - men, und führt sie im Him - mel den Se - li - gen zu; es trau - ern die Lin - den, die grü - nen.

The musical score is written for voice and piano. It consists of ten systems of music. Each system includes a vocal line (treble clef) and a piano accompaniment (treble and bass clefs). The key signature is one flat (F major), and the time signature is 3/4. The tempo is marked 'Larghetto'. The lyrics are in German and describe a scene from a Swedish play. The piano part features various textures, including arpeggiated chords and flowing lines. Performance markings include 'dolce', 'cresc.', 'pp', and 'legato'.

Cäcilie.

Novelle von Gustav zu Puttk.

(Fortsetzung.)

III.

Sechs Jahre waren vorübergegangen und hatten in Cäcilien's Verhältnisse große Veränderungen gebracht. Die Großmutter war gestorben, und das junge Mädchen dadurch zum zweiten Male verwaiset geworden. Jetzt lebte es im Hause des Vormundes, eines früheren Regimentskameraden ihres Vaters, der zur Zeit die Stelle eines Platzmajors in einer großen preussischen Festung einnahm. Cäcilie war von der Großmutter zur Universalerin ihres ganzen Vermögens ernannt worden, und diese Nachlassenschaft der alten, durch ein langes Leben sehr sparsamen Dame war viel bedeutender gewesen, als man geglaubt hatte. Ja man hätte Cäcilie reich nennen können, hätte nicht der Bruder ihrer Mutter, der einzige Sohn der Großmutter, das Testament, das ihn und seine Kinder von der Erbschaft ausschloß, angefochten, und hätte sich nicht daraus eine ganze Kette von Processen entwickelt, die einen Theil des Vermögens für den Augenblick wenigstens vorerhielt. Cäcilie, die den Dntel gar nicht kannte, denn er durfte das Haus seiner Mutter, in dem sie erzogen wurde, nicht betreten, hatte gleich Anfangs einen Vergleich gewünscht, ja sie hätte ohne denselben gern einen Theil ihrer Erbschaft den Ansprüchen des einzigen Verwandten geopfert, aber das litt der Vormund nicht, der behauptete, er könne von dem Vermögen seines Mündels Nichts verschicken, noch freiwillig aufgeben, ja er dürfe nicht einmal dulden, daß das geschähe, und so ging es von Proceß zu Proceß und von Erbitterung zu Erbitterung Seitens des Dntels. Cäcilie konnte Nichts thun, als das geschehen lassen, aber sie machte sich sofort zur Bedingung, daß der Vormund ihr niemals davon spräche, denn sie hatte alle Zwißigkeit, und ein Best, der ihr mißgönnt oder gar als nicht rechtmäßig zustehend betrachtet würde, sei ihr von vorn herein zuwider, und überdies besäße sie für ihre Ansprüche vollauf und Mehr, als das. Diese unglücklichen Verhältnisse zwischen Großmutter und Oheim hatten ihr die ganze Jugend verbittert. Gewiß hatte der Dntel seiner Mutter gegenüber Unrecht gehabt, hatte durch leichtsinnige Verschwendung ihr Vermögen erschüttert und schließlich durch eine Verheirathung gegen den entschiedenen Wunsch der Mutter, die die Wahl nicht billigte, einen vollkommenen Bruch hervorgerufen. Die alte Dame steigerte sich zu solcher Härte, daß der Name des Sohnes vor ihr nicht ausgesprochen, kein Brief von ihm angenommen werden durfte. Er sollte, so hatte sie ihr Wort gegeben, nicht mehr für sie existiren, von ihrem Vermögen ihm nie Etwas zukommen, da er ohnehin sie gezwungen hätte, seinen reichlichen Antheil schon früher für ihn zu opfern. Von Natur weich, schwankend, unentschlossen angelegt, hatte diese wenn auch nicht ungerechtfertigte, doch eigenartige Härte, dies Festhalten an dem gegebenen, vielleicht in der Aufwallung überreichten Wort die arme Frau aus dem Grundton ihres Weisens verrückt, wie ein schwaches Gefäß, dem man zu schwere Last zumuthet. Sie war nie wieder in ihr Gleichgewicht gekommen. Sie litt, aber weil sie es nicht aussprechen wollte, wodurch sie litt, klagte sie über allerlei Anderes, über körperliche Gebrechen, die zum Theil eingebildet, über kleine Unannehmlichkeiten, die kaum der Rede werth waren. Immer verstimmt, meist verbittert, ließ sie neben sich keine Heiterkeit aufkommen und plagte dadurch die Enkelin, obgleich sie dieselbe mit abgöttischer Zärtlichkeit liebte. Wie so oft hatten auch hier die Uebertreibungen der Erziehenden den entschiedenen Rückschlag bei der Erzogenen hervorgerufen. Cäcilie, vielleicht dem Naturell ihres früh verstorbenen Vaters folgend, war fest, muthig und, im unnatürlichen Druck selbständig geworden. Jede Uneinigkeit war ihr zuwider, eines Grolls auf irgend einen Menschen war sie nicht fähig, und hassen konnte sie nur, was ihr unedel, unehrenwerth erschien, was auszusprechen, schene Heimlichkeit bewahrte. Dazu war sie, in dem jahrelangen Verkehr mit der Verittimmung, unerschütterlich heiter und ganz frei von jeder Laune geworden. Bei alledem war sie durchaus weiblich geblieben, und nur Eins fanden ihre Freundinnen an ihr auszuweisen — jeden Mangel an Sentimentalität, der fast glauben ließ, daß es ihr am Gemüth fehle. Wie oft zeigt sich das bei Kindern, denen das Geschick früh das Elternhaus und damit das Zutrauen zu einer unerschütterlichen, unerlöschlichen Liebe raubt, die ihnen unverdient wird nach dem Recht des Herzens.

Als Cäcilie, nach dem Tode der Großmutter, in das Haus des Vormundes kam, in dem man sie mit aller Freundlichkeit aufnahm, erschien sie auch hier als ein ganz fremdartiges Element. Auf den ersten Blick mußte man sehen, daß der Boden, in den sie durch Zufall verpflanzt wurde, ein ihren ganzen Verhältnissen widersprechender war. Das alte Ehepaar, sehr ehrenwerthe Leute übrigens, hatte niemals Kinder gehabt, und die Frau hatte die Leere des Hauses und die Lücke in ihrer Thätigkeit durch allerlei Tändeleien und Spielereien auszufüllen gesucht. Die beschränkten Verhältnisse gestatteten keinen Aufwand, und doch putzte sich die schon alternde Dame, freilich nach eigener Erfindung, mit allerlei falschem und viel zu jugendlichem Tand, legte Roth auf, mehrblütige ihre Zimmer mit verholzen und allen Geschmacks entbehrenden Tippees, hielt Hunde, Katzen, Kanarienvögel, mit denen sie in lächerlicher Abgötterei tändelte, spielte die Hypernaive, kurz sie zog den allgemeinen Spott auf sich, viel mehr, als das ihr vortheilhaftes, immer wohlwollendes Herz verdiente. Der Gatte zeigte sich ihr gegenüber noch immer als Liebhaber, aber mehr aus Angewohnung, als aus Zärtlichkeit, war aber übrigens pünktlich und zuverlässig im Dienste, pedantisch ordentlich, wenn auch eng in allen Anschauungen des Lebens. Es war ihm immer knapp gegangen in der Welt, er hatte das aber stets wie eine selbstverständliche Pflicht, die ihm aufgebürdet sei, ertragen. Da er nun seit einigen Jahren Platzmajor war, hatte er in der Citadelle der Festung ein ganzes Haus zur Verfügung, das viel zu groß für ihn war, dazu einen Garten zwischen den Festungswerken, den er möglichst billig in Stand zu halten suchte, in dem er aber mit allem Stolz auf die Stellung, die ihm diese bis dahin ungekannten Annehmlichkeiten bot, fast den halben Tag, in ferngerader Haltung, auf und ab zu gehen pflegte. Ein eigenenthümliches Verhältniß hatte er sich mit den Gefangenen in der Festung, die seiner Obhut übergeben waren, gebildet, namentlich mit denen, die ein leichtes Subordinationsvergehen oder sonst eine ihre Ehre nicht verletzende Schuld, fast wie eine Formlichkeit, abbüßten. Er trat jedes Mal mit dem Voratz an sie heran, ihnen durch feste Haltung, kurzen Ernst zu imponiren, und jedes Mal ging sein gutes Herz, seine mehr zum Unterordnen, als zum Befehlen erzogene Natur mit ihm durch, er wurde der Verlegene,

der Süßgarn, und je mehr er das selbst empfand, desto mehr entschuldigte er sich vor sich selbst, durch allerlei oft unverdienter Anerkennungen, die er ihnen zollte. Es war genug, sein Gefangen zu sein, natürlich nur wenn die Ehre nicht verletzt war, um seine ganze Neigung, uneingeschränktes Lob und die Höflichkeit des Wirthes gegen den Gast zu erwerben. Und seine Gäste waren sie auch Alle in seinem Garten, so daß ihm selbst oft kein Raum blieb, und wenn er sie ohne Unterschied seine Kinder nannte, so war das dem Herzen nach gewiß wahr, aber er war ein schwacher Vater.

In diese Umgebung trat die großartig angelegte, ganz natürliche, reiche und schöne Cäcilie, und wenn man auch anfangs, durch übertriebene gegenseitige Zärtlichkeit, ein gezwungenes Verhältniß herstellen wollte, so fühlte doch Jeder bald, daß alle Anschauungen trennten, ja daß man sich gegenseitig antipathisch war. Der Obrist hätte als Vormund und Freund des Vaters seine Stellung noch am längsten unbefangen bewahrt, wäre nicht der Obristin auf einmal in den Sinn gekommen, eiferfüchtig auf Cäcilie zu werden und dadurch alle Unbefangenheit des Zusammenlebens vollkommen zu vernichten, denn was half es, daß diese Eifersucht so ungerechtfertigt als möglich war? Zwischen dem alten Ehepaar gab es gereizte Stimmungen, ja heftige Scenen, Cäcilie konnte das so wenig, als den Grund dazu übersehen, aber eine Hilfe war unmöglich. Jedes freundliche Wort, jede noch so geringe Aufmerksamkeit des Vormundes für das Mündel oder umgekehrt war ein neuer Funke für den aufgehäuften Eifersuchtszunder der Obristin, jede Zurückhaltung vermehrte ihr Mißtrauen. Das Zusammensein wurde immer unerträglicher, und doch konnte man sich nicht trennen. Wohin sollte Cäcilie, die nun schon zweimal Verwaiste, gehen?

„Philippchen!“ sagte die Obristin mehr als einmal, „ich wollte, die Cäcilie fände eine Partie!“ Sie setzte zwar hinzu, weil sie dem lieben Kinde so von Herzen jedes Glück gönne, aber sie meinte doch im Stillen, weil sie sie damit aus dem Hause los würde.

Das war nun immer ein schlimmer Anfang für den armen Obristen. Stimmt er bei, so kamen die Vorwürfe, daß er seines Theils gar nichts dazu thäte, und so oft sich eine Partie für das Mündel geboten hätte, die diese aus Hochmuth oder Eigensinn ausgeschlagen hätte, er nie einen Nachspruch gethan und die Unvernunft zur Raion gebracht hätte. Sprach er sein Bedenken aus, stand sogleich die Eifersucht in hellen Flammen.

„Herzblättchen!“ sagte er immer wieder, „ich kann sie doch nicht zwingen.“

„Weil Du das gar nicht willst,“ fuhr Herzblättchen auf. „O wenn ich dahin welken sollte, in der Blüthe meiner Jahre, da wäre uns Allen geblissen, denn ich müßte ja blind sein, wollte ich nicht sehen, wie es mit Euch steht.“

Nun war Alles vorbei, keine Liebesversicherungen, keine Zärtlichkeiten halfen mehr, noch weniger Vernunftsgründe, und auch die arme Cäcilie, die wohl sah, wie sie, unschuldig genug, das Unglück des Hauses geworden war, sehnte sich so bald als möglich fort und nahm sich vor, keine nur irgend annehmbare Partie auszusuchen, um dem unerträglichen Zustand im Hause des Vormundes ein Ende zu machen.

Der räthselhafte Vorfall, mit dem wir unsere Erzählung begannen, war dem jungen Mädchen mehr und mehr aus der Erinnerung verschwunden. Wenn er ihr ja wieder in die Gedanken kam, so erschien er ihr im romantischen Lichte eines Abenteurers, in dem sie eine schmeichelhafte Rolle spielte, an die sie gern dachte, so wenig eitel sie übrigens war. Sie hatte sich einen kleinen Roman weiter gedacht, und wenn sie sich vorstellte, daß möglicher Weise einmal ein junger, natürlich schöner Mann ihr entgegen treten könnte und ihr sagen: „Ich war nahe daran, in den Abgrund der Schuld zu versinken, Ihre Erscheinung, Ihr Wort, Ihr Schweigen hat mich gerettet!“ so meinte sie, sie würde ihn lieben können, ja sie liebte eigentlich dies Bild ihrer Einbildungskraft schon. Aber sechs Jahre waren vergangen, er war nicht gekommen, kein Zeichen seiner Existenz war ihr geworden, und der selbst geschaffene Roman wurde immer unwahrscheinlicher.

Jetzt, in der Noth des Augenblicks, dachte sie kaum noch an ihn.

Der Verkehr mit den Gefangenen, den Lieblingen des Vormundes, war ihr unangenehm, schon weil die übertriebene Vorliebe und Höflichkeit des alten Herrn ihr unpassend erschien, und die naive Albernheit der Obristin sie verlegen machte. Sie vermied es in den Garten zu kommen, wenn sie die Herren da vermutete, oder sie brach so schnell als möglich auf, wenn sie erschienen. In der ersten Zeit ihres Aufenthalts hatte sie immer gefürchtet, dem Unbekannten, der, wider ihren Willen, ihre Gedanken so sehr beschäftigte, oder doch einer Spur von ihm zu begegnen, und dadurch wahrscheinlich alle Illusion zu vernichten, die ihr, mehr als sie wußte, ans Herz ging. Es ist nun einmal ein Lieblingsraum der Frauen, den verirrten Mann zu bessern, und dadurch erklärt sich die so häufige Vorliebe edler, sittlich reiner Frauennaturen für Roués.

Aber auch die Besorgniß einer Begegnung mit ihrem Unbekannten war mehr und mehr geschwunden.

Nun pflegte sie Abends, wenn die Gefangenen sich hatten in ihre Wohnungen zurückziehen müssen, der Obrist einige Herren aus der Stadt zur Partie L'ombre in seinem Zimmer hatte, die Obristin ihre Kanarienvögel fütterte, noch ein einjames Stündchen im Garten zuzubringen, und sie hatte sich da ein stilles Plätzchen geschaffen, wo sie las oder zeichnete, und wenn es dunkel wurde, noch ungestört ihren Gedanken nachhing. Der Sommer neigte sich zu Ende, der Abend brach schon früh herein, als sie einmal später, als gewöhnlich, ihren Lieblingsplatz aufsuchte. Lesen oder arbeiten konnte sie nicht mehr, aber mit sich allein ein harmloses Stündchen wollte sie erleben nach wieder recht geschobenem und verdrießlichem Tage. Da war die kleine Bank, das Tischchen, verborgen hinter einem Fliederstrauch. Schon von fern schimmerte ihr auf dem Tischchen ein weißes Packet entgegen. Neugierig eilte sie darauf zu und las mühsam in der Dämmerng ihre Adresse. Sie riß das Papier auf, das das Packet umschloß, ein Schächtelchen war drin. Hastig öffnete sie dasselbe. Oben auf lag die Camée der Minerva in der Fassung von Brillanten, darunter in Kassenscheinen fünfshundert Thaler und ein Zettel mit den Worten: „Eine spät abgetragene Schuld!“

Entsetzt sah Cäcilie auf die ihr so geheimnißvoll zugekommene Sendung. Das Ereigniß, auf das sich die Schuld bezog, stand wieder grell und widerwärtig vor ihrer Erinnerung; die Camée, die sie geopfert hatte, das Geheimniß zu bewahren, verlagte sie fast der Mitschuld. So hatte ihr der Unbekannte seine Schuld nicht abzahlen dürfen, denn was lag ihr an dem armen, längst vergessenen Gelde? Hatte ihr edles Schweigen so wenig Eindruck auf ihn gemacht, hatte es dieses feige, verdeckte Rückzahlen verdient, als wenn damit Alles geöhnt sei?

Mit Verachtung, Ekel, Empörung warf das junge Mädchen die Schachtel mit ihrem Inhalt vor sich, daß sie weit hin über die steile Wand des Forts in den Festungsgraben fiel, in dem das Wasser hoch aufspritzte, um sie zu verdrängen. Ein schöner Traum war zerstört, ein Zutrauen auf die edle Natur des Menschenherzens, selbst dessen, das der Sünde schon so nahe war, war vernichtet. Cäcilie biß die Lippen zusammen und brach in Thränen aus. Und jetzt schien ihr der Aufenthalt im Hause des Vormundes doppelt unerträglich. Sie wollte fort, unter welchem Vorwand es auch sei; schon weil sie sich hier in der geheimnißvollen Nähe des Mannes glauben mußte, den sie nahe daran war mit veredelter Neigung zu lieben, und der ihr jetzt wieder so verächtlich wurde. Wer anders, als er selbst, hätte das Päckchen dorthin legen können?

IV.

Cäcilie hatte die Nacht in schmerzlichen Ueberlegungen zugebracht. Sie wollte fort aus dem Hause des Vormundes und suchte nach einem Vorwand, der für denselben, den Freund ihres Vaters, nichts Verlesendes haben könnte, der selbst die Obristin nicht kränken durfte, die sie doch, trotz aller ihrer Schwächen, lieb hatte. „Ich glaube selbst,“ sagte sie sich, „was schon meine, alle längst verheiratheten, Jugendfreundinnen behaupteten, daß ich unfähig bin mich zu verlieben. Weshalb also nicht einen Mann nehmen, den ich achten darf, und an dessen Seite ich mir endlich eine Heimath schaffen, ein selbstständiges Haus gründen kann? Es ist so verkehrt für den Entschluß, der der wichtigste des Lebens ist, immer nur den unzuverlässigsten und bestochenen Rathgeber, das Herz fragen zu wollen, und dem klaren, vorurtheilsfreien, der Vernunft, vorbeizugehen. Ist es nicht besser, etwas Vernünftiges ohne Liebe, als aus Liebe Unvernünftiges zu beschließen?“ Lachend über diese Lebensphilosophie fügte sie gleich hinzu: „Ja wenn nur ein Mann da wäre, den man vernünftiger Weise heirathen könnte, aber ich glaube, es existirt kein solcher, sonst wäre mir doch wohl schon einer begegnet. Sie bestehen aber Alle nur so lange vor der Vernunft, als sie nicht da sind, und wenn man sie vor sich hat, und das Herz schweigt, weiß die Vernunft auch keine Worte zu finden. Alles überlegt, wäre aber eine Verheirathung doch für mich das Beste, und wenn die meisten Mädchen in das Schicksal gehen, weshalb sollte ich mich ihm entziehen?“

Mitten in diesen Betrachtungen unterbrach sie die Kammerjungfer der Obristin mit der Meldung, die Herrschaften bäten das Fräulein zu einer Besprechung in wichtiger Angelegenheit herunter zu kommen. Cäcilie folgte der Aufforderung sofort, und ein lustiges Liedchen summend, trat sie ganz unbefangen heiter in das Wohnzimmer. Aber es mußte doch wohl etwas besonders Wichtiges sein, denn der Vormund war nicht mehr im Hausrode, sondern in voller Uniform, und die Obristin, freilich noch mit aufgewickelten Locken, saß auf dem Sopha, nicht zwischen ihren Spielereien am Fenster. Sie beobachtete ihren Mann, als Cäcilie eintrat, und augenscheinlich hatte sie ihm seine Lectio eingelesen, blieb aber lieber da, da sie nicht sicher war, ob er sie vorchriftsmäßig ausführen würde.

„Liebes Kind!“ fing der Obrist an, aber die Gattin verzog das Gesicht, und er corrigirte sich, indem er möglichst förmlich „Cäcilie“ sagte. Dann stockte er, räusperte sich und sah auf sein Herzblättchen, das aber deutlich dadurch markirte, wie es nur zuhörend an dem Gespräch Theil nehmen wollte, daß es nach einer Arbeit griff und sich anschickte einen Knoten am Garn aufzulösen.

Cäcilie lachte. „Ja, mein Gott, was gibt es denn?“ fragte sie. „Ihr seid Beide so feierlich.“

„Cäcilie,“ fing der Vormund wieder an. „Hast Du überhaupt die Absicht, Dich einmal zu verheirathen, oder ziehst Du es vor, ledig zu bleiben?“

Febenfalls hatte die Obristin darauf gedrungen, diese Generalfrage zur Sprache zu bringen, und der Gatte warf sie deshalb gleich hin, mehr um seine Frau zu befriedigen, als weil er sie selbst für angemessen hielt.

„Ja, das kommt darauf an!“ erwiderte Cäcilie heiter. „Ich will weder à tout prix heirathen, noch à tout prix eine alte Jungfer werden. Aufrichtig gesagt werde ich mich zu Beidem gleich ungerne verstehen, und es gibt doch keinen Ausweg!“

„Ernsthaft, Cäcilie,“ nahm der Obrist wieder das Wort, „ich habe Dir eine Partie vorzuschlagen, die ich in jeder Beziehung annehmbar finde.“

„Ach!“ sagte Cäcilie, aber ganz heiter, „das erzähle mir einmal, Dntelchen.“ Sie schob sich einen Stuhl ganz dicht an den des Obristen heran.

„Willst Du Deinen Spott treiben?“ fragte der alte Herr.

„Nein! es interessiert mich wirklich,“ erwiderte sie, „und wer weiß, ob ich nicht „Ja“ sage. Kenne ich den Verwegenen?“

„Wenig,“ erwiderte der Vormund, „vielleicht hast Du ihn kaum bemerkt. Er war hier wegen Theilnahme an einem Duell, bei dem er Secundant war, vor drei Monaten auf Festung, kam aber nicht zu uns, Du könntest ihn nur im Vorbeigehen bemerkt haben. Dafür hat er Dich aus der Ferne beobachtet und, wie es scheint, sehr genau.“

„Das gefällt mir nicht!“ sagte Cäcilie. „Das Beobachten aus der Ferne hat etwas Hinterlistiges, Unmännliches.“

„Ich finde es zart und rücksichtsvoll,“ rief die Obristin. „Du wirst doch gestehen, daß seine Position auf der Festung keine favorable war, einem jungen Mädchen einen Antrag zu machen.“

„Dann hätte er auch das Beobachten unter Weges lassen können!“ lachte Cäcilie. „Aber weiter, Dntelchen, denn wenn es auch in Deinen Augen das größte Verdienst ist, daß er hier auf Festung saß, mir genügt das noch nicht.“

„Ich habe ihn damals sehr schätzen und lieben gelernt!“ nahm der Obrist wieder das Wort. „Als er Abschied von mir nahm, ließ er schon einige Andeutungen über seine Absicht fallen, aber ich fiel ihm in die Rede. Als gewissenhafter Vormund mußte ich Erlaubigungen einziehen, und er selbst die Meinung seiner Eltern hören. Er gab mir Recht.“

„Nun, und wie sind die Erlaubigungen ausgefallen?“ fragte Cäcilie.

„Er ist von guter Familie!“ sagte eifrig der Obrist, „einzigster Sohn reicher Eltern, ein schöner Mann, jung, etwa 26 bis 27 Jahre, und wen ich auch von seinen vielfachen Bekannten gefragt habe, ich habe nur das ungetheilteste Lob seines Charakters vernommen. Einige seiner Freunde gingen so weit mir zu sagen, daß sie nur Eins an ihm auszuweisen hätten, daß er nämlich niemals in seinem Leben einen sogenannten dummen Streich gemacht hätte. Musterknabe auf der Schule, hätte er als Student keine Schulden gemacht, nie eine Kauferei gehabt, nie einen Raufsch. Aber ich glaube ihnen, denn er erröthet, wie ein

Mädchen, wenn man nur einen Scherz macht, wie das unter Herren im heiteren Gespräch wohl vorkommt."

"Philippchen!" flüsterte die Obristin und senkte den Blick, "ich will nicht hoffen, daß Du Gelegenheit hattest, und noch weniger, daß Du beobachtet."

"Dunkel," sagte Cäcilie, "vor einer solchen Musterkarte von Vortrefflichkeiten könnte einem ordentlich bange werden. Und es sollte wirklich nur eines kleinen Wortes von mir Unwürdigen bedürfen, um alle diese Tugenden mein zu nennen?"

"Der junge Mann," fuhr der Obrist fort und nannte nun den Namen einer alten bekannten Familie, "kommt mit Genehmigung seiner Eltern, die sich seiner Wahl freuen und sie billigen. Er liebt Dich und fragt um die Erlaubniß, Dir das auszusprechen zu dürfen."

"Damit hätte er anfangen müssen!" sagte Cäcilie ganz ernst. "Das wäre unschicklich gewesen," sagte die Obristin, "wir vertreten Deine Eltern, und Du kannst ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er die Rücksichten, die man uns schuldig ist, besser kennt, als Du. Aber, Philippchen, nun thue doch Du auch einmal den Mund auf und begnüge Dich nicht nur zu berichten, was die Andern sagten. Ich weiß wohl, wie schmerzlich Dir der Gedanke ist, daß Cäcilie unser Haus verlassen könnte, o, ich weiß nicht, wie Du das überstehen wirst, aber fasse einmal, als rechtshaffener Vormund, auch ihr Glück ins Auge. Von mir will ich nicht reden, aber Dein lauer Eifer macht mir ein Mal wieder Vieles klar."

"Aber Herzblättchen!" rief der Obrist und ging liebevoll zu ihr heran. Die unglückliche Frau aber brach in Thränen aus, versicherte aber, das sei aus Mithrion über die vortreffliche Aussicht, die sich für die liebe Cäcilie böte.

Cäcilie wurde ernst. "Gut, Dunkel!" sagte sie zu dem geängsteten Vormund, der noch immer vergebens versuchte, seine weinende Frau zu trösten. "Ich will Deinen Protegé kennen lernen, und wenn er irgend Dein Lob rechtfertigt, wenn es mir möglich ist, werde ich seinen Antrag nicht zurückweisen. Die Tante hat Recht, es wird Zeit, daß ich mich verheirathe!"

Damit verließ sie das Zimmer.

Der Obrist war, nach einer etwas peinlichen Scene mit seiner Frau, in die Stadt gegangen und hatte dem Baron M., so hieß der junge Mann, der sich um Cäcilie bewarb, das Resultat der Unterredung mit seinem Mündel mitgetheilt, das wenn auch keine feste Zusage, doch Hoffnung auf Erfüllung des Wunsches gab, den der Obrist durchaus theilte. Der junge Mann nahm diese Mittheilung erröthend, aber ganz ruhig auf, wurde aber sichtlich verlegen, als der alte Herr ihm auseinandersetzte, daß er seinerseits nun Nichts mehr in der Sache thun könne und daß er dem Freier überlassen müsse, seinen Antrag direct an das junge Mädchen zu richten. Der Obrist hatte erwartet, der junge Mann würde gleich mit ihm in sein Haus stürmen, in der Ungeduld die Erhöhung seiner Liebe sobald als möglich zu gewinnen, aber dieser sagte ganz gelassen, er hätte noch allerlei Briefe zu besorgen und würde in der Abendstunde hinauskommen.

Der alte Herr wollte Einwendungen machen, aber der Baron stotterte Einiges von Unmöglichkeiten und blieb dabei, daß früher zu kommen, nicht wohl anginge.

Als der Obrist diesen Erfolg seines Weges dem Herzblättchen berichtete, war dies nicht weniger als damit einverstanden und hätte am liebsten den Gatten gleich noch einmal zu dem geduldrigen Freier geschickt, aber der Obrist weigerte sich entschieden und meinte: Die Werbung sei ohnehin so wunderbar, und das Kind seines liebsten Freundes einem so wenig dringenden Freier an den Hals zu werfen, gehe gegen seine Ehre."

Cäcilie war, als je Nichts vorgefallen. Mit dem, was ihre Gedanken bis dahin beschäftigt hatte, mit dem kleinen Roman ihrer Einbildung, dessen Held jener räthselhafte Unbekannte war, hatte sie seit dem vergangenen Abend vollkommen abgethan, und es lag in ihrem Charakter, schnell zu entschließen und, ohne zweifelnd zurück zu blicken, dann fest am Entschlusse zu beharren. Die feige heimliche Art, in der man ihr einen Raub wie ein Darlehn hatte zurückzahlen wollen, hatte alle ihre Theilnahme an jenem Verirrten auf einmal erlöset, weil es ihr bewies, daß er sein Verbrechen nicht sühnen, sondern nur verschweigen wolle. Die Aussicht, die sich ihr bot, aus der peinlichen Lage im Hause des Vormunds frei zu werden, hatte sie sich entschlossen, wenn irgend möglich, nicht zurück zu weichen, aber Ungewissheiten beunruhigten und beschäftigten sie nun einmal nicht, während sie sich mit dem Factum schnell und klar abfinden konnte.

Die Dämmerstunde rückte heran, Cäcilie saß mit dem alten Ehepaar im gemeinsamen Wohnzimmer, als der Baron M. gemeldet wurde. Das junge Mädchen schrak doch leise zusammen, aber gleich wieder gefaßt, sagte sie heiter: "Bitte, laßt mich mit ihm allein, wir werden dann schneller zur Klarheit kommen, und ich verspreche Euch in einer halben Stunde eine bestimmte Antwort."

Die Obristin billigte das und drängte ihren Mann ins Nebenzimmer, da dieser es eigentlich für seine Vormundspflicht hielt, bei der Unterredung zugegen zu bleiben. Darüber war eine Verzögerung eingetreten, und Herzblättchen machte darauf aufmerksam, daß es nicht höflich sei, den jungen Mann ungebührlich lange draußen warten zu lassen. Dieser aber, auch als ihm der Diener gemeldet hatte, daß er erwartet werde, schien nicht eilig und ordnete erst Haar und Bart sorgfältig vor dem Spiegel in der Entrée, ehe er eintrat. Er fand Cäcilie allein, die ihn erröthend, mit prüfendem Blick, empfing. Sie entsann sich wirklich, den jungen Mann während seiner Festungshaft von weitem gesehen zu haben, ohne ihm aber besondere Beachtung zu schenken. Nun sah sie auf den ersten Blick, daß er vornehm aussehe, ja ein schöner Mann hätte genannt werden können, hätte die etwas gebeugte Haltung und der nachlässig gesenkte Kopf ihm nicht etwas unmannlich Weichliches gegeben.

Der junge Mann trat sehr verlegen heran, küßte Cäcilie förmlich die Hand und begann dann stotternd seine Anrede. Er fühlte wohl, so ungefähr sagte er, das Eigenthümliche seiner Werbung, da er dem Fräulein ganz fremd sein müsse, während er es mehrere Monate hindurch täglich gesehen, in der Heiterkeit und Gleichmäßigkeit des Wesens bewundernd hätte und von so seltenen Vorzügen des Geistes und der Erscheinung sich so angezogen und gefesselt gesehen hätte, daß er seitdem keinen andern Gedanken gehabt hätte, als die Gelegenheit zu finden, sich der Bewundernden vorzustellen zu dürfen. Nun hätte ein Zufall ihn wieder an diesen Ort und in ihre Nähe geführt, und er hätte in der Ungeduld seines Herzens gleich offen seine Hoffnungen darlegen wollen, von deren Erfüllung, die in der Hand des Fräuleins läge, sein Lebensglück abhänge. Die ganze Rede klang überlegt und dadurch kalt, als er aber im weiteren Gespräch seine Eltern erwähnte, die seine Wahl billigten, wurde er natürlicher und wärmer, und Cäcilie

fühlte sich angezogen von der ganzen Art und Weise. Sie sah, daß ein durchaus reiner Charakter sich aussprach, ohne Leidenschaft, aber in angenehmer Form, und mehr und mehr wuchs ihr Vertrauen.

Als der junge Mann dann schüchtern fragte, wann er wohl eine Antwort auf seinen Antrag erwarten dürfe, schlug sie die Augen nieder und sagte: Sie kenne ihn zu wenig, um sich sofort zu entscheiden, aber sie glaube ihn nach dem kurzen Zusammenhören, Antrag geehrt zu fühlen. Ihr Herz sei frei, und die Gelegenheit, daß seine Familie sie kennen lerne, würde sich leicht finden und schnell eine Entscheidung bringen.

Indessen war es dunkler und dunkler geworden, und der dienstbesessene Diener trat mit einer Lampe ein, die er ohne Weiteres zwischen die Weiden stellte. Das volle Licht fiel auf die Züge des jungen Mannes, und Cäcilie sah ihm freundlich ins Gesicht. Es war ihr, als müsse sie das Gesicht schon gesehen haben, und sie suchte zusammen.

Der junge Mann, der Cäcilien's Worte wie eine Zusage aufgenommen hatte, wollte antworten, vermochte es aber nicht vor Mithrion und reichte dem jungen Mädchen nur die Hand über den Tisch hinüber. Das Licht der Lampe fiel auf dieselbe, und Cäcilie, die sie schon ergreifen wollte, sah am Finger den Goldtopas schimmern, gehalten von zwei silbernen Drachenköpfen. Entsetzt sprang sie auf und wies mit heftiger Bewegung die Hand zurück.

"Was ist Ihnen, gnädiges Fräulein?" fragte erschreckt der junge Mann.

Cäcilie war einmal im Zimmer auf und ab gegangen, stellte sich dann fest, mit untergeschlagenen Armen, um alle Möglichkeit einer Verührung abzuweisen, vor ihn hin, sah ihm scharf ins Gesicht und fragte:

"Herr Baron, waren Sie vor sechs Jahren, im August, am 10. August in D.?"

Der Gefragte wurde dunkelroth und stammelnd erwiderte er: "Es mag um die Zeit gewesen sein, ja ich denke, es war im August."

"Trugen Sie schon damals jenen Ring?" fragte Cäcilie weiter.

"Ich trage ihn seit meiner Confirmation, es ist ein altes Familienstück!" war die Antwort.

In Cäcilien's Blick flammte der Zorn auf: "Haben Sie es gewagt, gestern ein an mich adressirtes Packet auf den Platz im Garten, den ich mir zu meinen Zeichnungen ausgesucht habe, zu stellen?"

Der junge Mann wurde immer verwirrter. Er senkte den Kopf und wagte nicht dem zürnenden Blick des jungen Mädchens zu begegnen.

"Wenn ich Sie dadurch kränkte..." stammelte er.

"Gernig!" rief Cäcilie, "Sie haben Ihre Schuld zurückgezahlt, und es beliebt mir, das als eine Schuld in jeder Beziehung anzusehen. Wir sind also quitt, aber quitt für das Leben. Ich wünsche nicht, Ihnen jemals wieder zu begegnen."

Hochaufgerichtet verließ sie das Zimmer und schloß die Thür hinter sich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Parforcejagd und das edle Waidwerk.

Von Karl Müller in Asfeld.

Wir finden die Ausübung der Jagd schon bei den ältesten Völkern, die darauf angewiesen waren, Mittel zu erfinden, sich und ihre Heerden gegen die Angriffe reizender Thiere zu schützen. Wie natürlich, daß diese Beschäftigung, welche mit mancherlei Abenteuern verknüpft war, besonders die phantastischen Menschen fesselte und bei Einzelnen zur beherrschenden Leidenschaft wurde. Der Babylonier Nimrod und Esau, der Patriarchensohn, standen unter dem gebieterischen Einfluß der Jagdleidenschaft. Der Hang zu diesem wilden, abenteuerlichen Naturleben und der Reiz, den der Gewinn der Beute ausübte, machten die Menschen erfinderisch. Bogen, Netze, Schlingen und Fallgruben waren die ersten künstlichen Mittel, welche man anwandte, um des Wildes habhaft zu werden. Später erst benutzte man Hunde zur Hexe. In der nachexilischen Zeit tritt das Pferd als Jagdgehilfe der Israeliten auf, welche von den umwohnenden Heiden diese zur noblen Passion erhobene Art des Jagens angenommen hatten. Hoch zu Ross — solche imponirende Erscheinung mußte die Vornehmen reizen, die viel Zeit und Aufwand erfordernden Jagdbelustigungen ihrem Stande vorredlich einzuberleiben. Scheint doch Herodes selbst Jagden zu Pferd und mit Hunden leidenschaftlich geliebt zu haben, da das Ergebnis eines einzigen seiner Jagdtage 40 Stück Wild gewesen sein soll. Aegypten, Persien, Griechen und Römer wußten die Jagd zu schätzen; Cyrus, der Perseerkönig, ließ die Ernährung seiner zahlreichen Meuten von den Einkünften vier großer Städte bestreiten. Die spartanischen Mädchen wurden in der Handhabung des Wurfspeißes und Bogens unterrichtet und zu den Jagden gezogen. Die Römer verirrten sich zur Zeit des Luxus nach dieser Richtung hin so weit, daß die Vornehmen aus Bequemlichkeit und Erschlaffung seltener in eigener Person die Jagd ausübten, desto häufiger aber in den bei ihren Landhäusern angelegten Hegen durch Sklaven das Wild hegen ließen, um sich Schauergnügen zu bereiten. Bei den Germanen war die Jagd neben dem Krieg die Hauptbeschäftigung. Bär, Wolf, Fuchs, Ur und Hirsch wurden mit Speiß, Keule, Bogen und Pfeil erlegt. Hunde, Falken und Sperber waren die Gehilfen der Jäger. In Gallien durfte unter der Herrschaft der Römer kein Eingeborener die Jagd ausüben. Erst die Franken führten sie wieder ein. Sie blieb indessen auch im Mittelalter Vorrecht des Adels, als des grundbesitzenden Standes, wozu sich die Geistlichkeit als unzertrennlicher Allirter des Adels gesellte. Unter den Fürsten ragen als leidenschaftliche Verehrer der Jagd Karl der Große, Ludwig der Heilige, Philipp der Kühne, Johann, Karl IV., Karl IX. und Heinrich IV. hervor; Friedrich II. schrieb sogar ein Buch über Jagd. Ludwig der Heilige importirte aus dem heiligen Lande den Stammvater aller noch jetzt in Frankreich bestehenden Meuten, den berühmten Souillard, welcher nach den Mittheilungen des "Sporn" mit einer falschen Hündin italienischen Blutes vermählt ward. König Edward von England machte sich bei den unterjochten Franzosen durch seine Jagdleidenschaft allgemein verhaßt. Mit sechzig Koppeln Hunde durchzog und entvölkerte er die Jagdgründe der französischen Barone. Die Leidenschaft überwucherte gar bald das Gefühl der Gerechtigkeit, die Fürsten und ihre Rathgeber und bevorzugten Teilnehmer ihrer Jagdbelustigungen machten die Meinung geltend, daß der Jagd-

betrieb dem ehrbaren Bürger und Bauer zum Nachtheil gereiche und nicht zu seinem Verufe passe. Auf Grund solcher Anschauung gelangte mit dem Beginne des 17. Jahrhunderts die Idee zur Herrschaft, daß die Jagd den Landesherren, kraft der Landeshoheit, als ein ausschließliches Hoheitsrecht zustehe und nur durch Verleihung von ihnen erworben werden könne. Doch wußte der grundbesitzende Adel sich meistens noch das Jagdrecht zu erhalten, und wo ein Gutsunterthänigkeitsverhältniß stattfand, da behielt sich der Guts Herr die Jagd auf den Grundstücken der Gutsunterthanen vor. Die Hez- und Parforcejagden der hohen Herren waren einestheils der Ausfluß der ritterlichen Kühnheit und Waghalsigkeit, des Hanges zu wilden abenteuerlichen Zerstreungen, andernteils aber auch Zeugen ihres Hochmuths und der Verachtung, mit der dieser bevorrechtete Stand auf die niederen Stände herab sah, und ein sprechender Beweis für die Rohheit der Sitten jener mittelalterlichen Periode. Wenn wir mit dem Auge des 19. Jahrhunderts auf jene Zustände zurückblicken und unser verfeinertes, veredeltes Sittlichkeitsgefühl zu Gericht sitzen lassen, so muß es uns unbegreiflich erscheinen, daß die Vorfahren Gleichmuth an einem Vergnügen finden konnten, welches die breitesten Spuren der Verwüstung hinterließ und mit der empörendsten Grausamkeit in Verbindung stand. Dank der unaufhaltbaren Gewalt des umbildenden Fortschrittes nehmen in unsern Augen und nach unsern Gesetzen Bürger und Bauer heute eine andere Stellung gegenüber dem Edelmanne ein, und auch das Thier ist mit dem Werthe des Menschen in der Rücksichtnahme derer, die es beherrschen, auf eine höhere Stufe gestellt. Nicht bloß der echte Waidmann wendet sich mit Absehen von den Scenen ab, durch welche die mittelalterlichen Parforcejagden die rohen Gemüther ergöhten, sondern der Mensch der heutigen Culturstufe überhaupt, mit dessen Anschauung auch der noch heute vorhandene Rest mittelalterlicher Jagdarten in directem Widerspruch steht. Am wenigsten vermag es der deutsche Mann, dem Jagdbarbarentum ein Loblied zu singen. Er kann seine Schilderung nur unternehmen, um den Abstand zwischen Einst und Jetzt fühlbar zu machen und das Mittelalter nach Gebühr in Schatten zu stellen. Der Künstler dagegen, dessen Meisterhand das Bild geschaffen, welches meine Worte umrahmen, verherrlicht keineswegs das Zeitalter der Feudalherrschaft und ihrer Auswüchse, sondern führt uns das Hochpoetische einer dramatischen Scene in ihrem Gestaltenreichtum ohne alle Nebenrücksicht vor das geistige Auge. Fürwahr, ein solcher Zug jagdlustiger Herren und Damen, die reich costümiert, getragen von Rossen der edelsten Rassen und begleitet sind von der Meute auserlesener Hunde, muß in Wirklichkeit ein großartiger Anblick gewesen sein. Das in gestrecktem Galopp Hindernisse überwindende Rennen schraubender Rosse, die Kunst der Reiter, welche ihre Bravour wetteifernd zeigten, die Gewandtheit und männerbeschämende Tollkühnheit der Edelbuben zu Pferd, die Haft der untrüglich dem Wilde folgenden Hunde, das Knallen der Peitschen, das Commando der Meuteleiter, die ermunternden Zurufe, welche den Pferden galten, das Feuer der Augen, die Spannung der Gesichtszüge, die hochgerötheten Wangen, das Flattern der Gewänder und das Wehen der Federn — alle diese lebendigen Auftritte waren unstreitig ein reizendes Schauspiel. Und vor den Besuchern her rennt der aufgeschreckte Edelhirsch, ausgezeichnet durch seine edle Gestalt, seinen Gliederbau und das verzweigte Geweih, dessen Endenzahl seinen höheren oder niederen Rang in den Augen seiner Bedränger bestimmt, jetzt in den ersten Stunden der Jagd noch rüftig, stolz und im Vorsprung triumphirend — welch ein imponirender Anblick! Doch nach und nach verändert sich das Bild des gehegten Wildes. Die Kraft erlahmt allmählig, die Haltung wird eine gebeugte, unsichere, schwankende, das Atmen wird beschwerlicher, der Vorsprung vor den Besuchern zeigt sich in immer mäßigerem Abstand. Das fast zu Tode gehegte Wild stellt sich zur Wehr oder bricht elend zusammen. Der Gnadenstoß bleibt nur noch übrig. Das Zeichen der Hörner, welches den Sieg über das verendete, augenblicklich völlig steif gewordene Edewild verkündet, ruft die Nachfolgenden zum Schauplatz der erjagten Beute zusammen. Aber auch das Bild der kühnen, wild vorstürmenden Jagdgesellschaft hat sich mehr und mehr verändert. Dort stürzten Ross und Reiter beim Ueberlegen über einen Graben, und wohl ihnen, wenn alle Glieder unverletzt geblieben oder Beide mit dem Leben davon gekommen sind; hier ward der sattelfeste Ritter durch den gewaltigen Satz seines Rappens abgeworfen, bittere Scham auf dem Angesichte und von dem coquetten Edelfräulein mit Hohnlächeln noch obendrein bestraft. Ross und Reiter, Führer und Meute ermüdet und bieten am Ende das klägliche Bild der Erschlaffung; in immer größeren Abständen folgen die Ermüdeten den voraneilenden Tüchtigsten. Hinter sich ließen sie die Spuren der Verheerung, unter den Füßen der Pferde gingen die Früchte der Felder zu Grunde; aber die hohen Herren warfen keinen Blick des Bedauerns auf den zerstampften Boden, auf die schwerkranke Bauern, welche neben der Mißachtung der Werke ihres Schweißes von Seiten der Entschänder sich noch die Zumnuthung gefallen lassen mußten, daß sie die hohe Jagd auf dem Grund und Boden, den sie bebauten, als eine Ehre für sich betrachteten sollten. An Entschädigung war nicht zu denken, es blieb den Mißhandelten nur der innere Groll, der sich aber in Blick und Miene nicht verathen durfte, sicherlich jedoch in derben Verwünschungen am Familientisch Luft machte.

Das ist in kurzen Zügen das Bild einer Jagd, die hauptsächlich durch ihr klägliches Ende und das Gepräge der Barbarei uns mit Entrüstung erfüllt.

Halten wir nun dieser Schilderung das edle deutsche Waidwerk entgegen, welches alles Schaugepränge und tumultuarische Auftreten vermeidet und in dem mühsamen Ueberlisten des Wildes, wie in der meisterhaften Führung der Büchse Ruhm und Befriedigung findet. Es liegt etwas durchaus Wahres in der Behauptung, daß die Jagd nicht für Jeden passe. Wo das Pflichtgefühl nicht stark, die Berufsrichtung nicht entschieden ausgeprägt, die Bildungsstufe niedrig und die Gemüthsanlage roh ist und vom Gewissenszuge nicht regiert wird, artet die Jagdneigung gar leicht zu gefährlich wuchernder Leidenschaft aus. Es gibt einen höheren Gesichtspunkt, von dem aus die Jagd betrachtet werden muß, wenn sie edel bleiben und nicht zum Gewerbe herabsinken soll. Nur Derjenige weiß ihre erhebenden und zur Berufsarbeit stärkenden Freuden zu würdigen, welcher in strenger Einhaltung der Hege und Schonung des Wildes und in der Verabscheuung aller Grausamkeiten der "Aasjäger" die Grundbedingungen einer menschenwürdigen Behandlung der Jagd erkannt hat.

Es würde zu weit führen, wollte ich unser deutsches Waidwerk eingehend und umfassend behandeln. Als lichten Gegenatz zur Parforcejagd will ich nur die edelste aller Jagden schildern, den Parforcejagd auf Edewild. Schwül neigt sich der Sommertag im Gebirge. Am Rande



Gezeichnet von C. F. Deiker.

Parforce-Jagd. 17

X. Anst. v. H. Brend' amoir

des Gehörs einer Waldwiese schreit aufgeschreckt der Heher, dieser ewig wache Rabenvogel, dessen rauhe, heißere Töne nicht bloß dem klugen Reinecke als Warnungen zur Vorsicht dienen, sondern auch dem Edelwild auf seinem Zuge die Sinne zur Sicherung schärfen. Längere Zeit noch bleibt es ringsum stille, und der Schütze, welchem der Lärm des Bogels gegolten, pürcht sich auf dem natürlichen Pürschpfade am „Trauf“ (Rande) des Buchenstangenortes weiter hin. Jeder Schritt zeigt den Mann des Waidwerks, wachen Sinnes naht er sich Fuß für Fuß dem „Wechsel“ des Wildes. Da tritt ein „Zwölfer“ (der Hirsch mit zwölffendigem Geweih) ins Lichte. Fataler Zufall: der Hirsch steht „spitz“ gegenüber dem Pürschenden, und diese Stellung erfordert Geduld des Waidmannes, da ein „Spitzfuß“ ein Bergehen gegen die Waidmannsregel ist, der Hirsch aber hartnäckig in dieser Stellung verharrt. Obendrein deckt den Hirsch ein „Althier“, dem ein „Wildkalt“ nachgezogen, mit seiner ganzen Breite. Vergeblich wartet der kaltblütige Schütze eine günstigere Stellung des Wildes ab, darum gilt es durch Ausführung eines neuen Planes das sich neigende Tageslicht zu benutzen, um zum Ziele zu kommen. Aber das Umpürschen des Zwölfers „unter Wind“ (außer Wind), um ihn „breit“ (von der Seite) zu bringen, wird vereitelt durch das Auftreten mehrerer Stück Wildes, die sichernd gegenüber dem Hirsch und dem Althier am Rande der Wiese stehen, gerade wo diese eine Biegung absetzt des Jägers macht. Zum Glück bietet sich dem scharfen Späherblick des Erfahrenen ein alter Hohlweg dar, welcher weiter unten eine kleine Strecke vom Waldbrande ab die Wiese quer und schräg nach dem Wilde zu durchzieht. Um den Anfang dieses Hohlwegs zu erreichen, müssen zwanzig Schritte zurückgepürcht werden, und zwar in der schwierigsten und anstrengendsten Weise des Kriechens auf Händen und Füßen und des stellenweisen Fortschreitens auf dem Rücken, denn der rainartige Gang vom Waldtrauf bis zum Hohlweg deckt nur nothdürftig einen kriechenden Menschen vor den Augen des Wildes. Jeder Augenblick kann den Pürschenden dem feinsinnigen Wilde verrathen, dennoch führt Eist und Vorsicht zum Ziele. Nur von Zeit zu Zeit einen behutamen Rückblick nach dem Wilde werfend, erreicht der Jäger mühjam den beginnenden Einschnitt des ersehnten Weges. Geblüht ist endlich der letzte Schub auf dem Rücken mit Händen und Füßen in die völlig deckende Hohlle. Ein bequemeres Kriechen schieft gegen die Deckung zu bringt den Jäger bald hin zu einem Haselstrauch, hinter dem heraus ein vorsichtiger Blick ihm zeigt, daß der Hirsch sich nun von hier breit präsentirt. In gebückter Stellung auf vorgehobenem linken Knie zur Stütze des linken Armes wird der Zwölfer jetzt mit möglichst feinem Korn gepackt, und im nächsten Augenblick erschallt der helle Knall der Wüchse. Langsam verzieht sich der Pulverdampf, und ein flüchtiger Blick in gehobener Stellung genügt, um dem mit klopfendem Herzen forschenden Jäger den erlegten Hirsch zu zeigen. Regelrecht sitzt die Kugel auf dem Blatt, und der Triumph nach so schwerer Arbeit, die ausdauernd alle Hindernisse überwand, ist der wohlverdiente Lohn, welcher den Waidmann beglückt und für den Eindruck vieler vergeblichen Pürschgänge reichlich entschädigt.

Wirthschaftsplaudereien.

Das neue Maß und Gewicht. II. (Schluß.) Das metrische System sowohl wie die demselben zu Grunde liegende Zehnteilung (Decimal-System) sind eigentlich nichts Fremdes oder Neues. Das Meter als Urmaß ist längst bei uns auch Laien geläufig geworden, und insbesondere wissen die fleißigen Leserinnen des Bazar, daß wir seit Jahren die Maßangaben nur in Centimetern gemacht, und was die Zehnteilung betrifft, so darf man dabei nur Folgendes festhalten: Jeder weiß aus der Schule her, daß immer 10 Einheiten einer niederen Ordnung 1 Einheit einer höheren Ordnung geben ($10 \times 1 = 10$ und $10 \times 10 = 100$), genau so müssen wir uns die Einheit beim Decimal-System in 10, 100, 1000 u. Theile getheilt denken. Die Einerzahl wird durch ein Komma rechts begrenzt und bezeichnet (1), von den Einern an steigen nach links hin, wie gewöhnlich, die Einheiten decadisch (10, 100, 1000), nach rechts hin vom Komma fallen die Einheiten decadisch ($1,1 = 1 \frac{1}{10}$; $1,01 = 1 \frac{1}{100}$; $1,001 = 1 \frac{1}{1000}$ u. c.); verrückt man das Komma um eine Ziffer nach links, so dividirt man dadurch eine Zahl durch 10 ($11,10 = 11 \frac{10}{100}$; $1,110 = 1 \frac{110}{1000}$), setzt man das Komma um eine Ziffer nach rechts, so verzehnfacht sich die Zahl; wo keine ganze Zahl vorhanden, wird links vom Komma eine 0 gesetzt ($0,1 = \frac{1}{10}$). Da man bei den Maß- und Gewichtseinheiten mit Zehnteln, Hunderteln und Tausenteln rechnet, fällt man, um nicht irre zu gehen, stets alle drei Stellen rechts vom Komma aus und setzt, wenn keine anderen Ziffern vorhanden, an ihre Stelle Nullen (1,000 ist also nicht Tausend, sondern 1 Ganzes, 1,100 ist $= 1 \frac{100}{100}$; $1,010$ ist $= 1 \frac{10}{100}$; $1,001$ ist $= 1 \frac{1}{1000}$). Das Decimal-Rechnen ist, wie schon aus dem obigen Beispiel des Kommarückens zu ersehen, um vieles leichter und einfacher als die gewöhnliche Bruchrechnung; wir müssen uns freilich hier versagen, näher darauf einzugehen und verweisen wir z. B. auf das Büchlein von Dr. W. Gallus, Hand- und Hilfsrechenbuch für das neue Maß und Gewicht, Berlin bei F. Voback; sowie auf die Schrift Kameke's, das Decimalrechnen, wie es bei den neuen deutschen Maßen und Gewichten angewendet werden muß, Berlin bei D. Seehagen. Zum Verständniß der Namen der neuen Maße und Gewichte merke man zunächst, daß die Wörter Deca das Zehnfache, Hekto das Hundertfache und Kilo das Tausendfache der Einheit und die Wörter Deci den zehnten, Centi (oder Zenti) den hundertsten, Milli den tausendsten Theil der Einheit bezeichnen (erstere sind griechischen, letztere lateinischen Ursprungs; daher muß man auch Zentimeter, nicht Szantimeter aussprechen); 1 Kilometer ist also gleich 1000 Metern, 1 Hektometer = 100 Metern, 1 Decameter = 10 Metern; 1 Meter also = 10 Decimeter, = 100 Centimeter, = 1000 Millimeter. Es ist nun nichts einfacher, als aus dem Meter sich ein Bild aller neuen Maße und Gewichte herzustellen. Die bestehende in 10 Theile getheilte Linie stellt den zehnten Theil eines Meters dar und heißt Decimeter; jede Abtheilung ist 1 Centimeter (oder Neuzoll), und wird ein solches Centimeter wieder in 10 gleiche Theile getheilt, so heißt jeder Theil ein Millimeter oder Strich. Vergleich-

wir die Elle mit dem Metermaß, so finden wir, daß ein Meter (Stab) anderthalb Ellen lang ist; für den Hausgebrauch werden sich voraussichtlich statt der Elle Stäbe in Ellenform von $\frac{1}{2}$ Meter ($\frac{3}{4}$ Ellen) einführen, da ein Meterstab zu lang und unbequem für den gewöhnlichen Gebrauch ist. Eine Länge von 10 Metern heißt Decameter (oder Kette), es vertritt die alte Ruthe; 1000 Meter bilden das Kilometer und von diesen gehen $7 \frac{1}{2}$ auf eine alte Meile. Aus dem Decimeter kann man sich nun leicht das Liter (die Kanne) construiren, und zwar denke man sich einen hohlen Würfel hergestellt, von welchem jede Kante 1 Decimeter lang ist; ein solcher Würfel würde genau durch 1 Liter Wasser gefüllt werden. Hätte man den Würfel aus einem mit Wasser gefüllten Quartmaß vollgefüllt, so würde man $\frac{1}{8}$ Quart Wasser zurückbehalten haben, um so viel ist also das Liter kleiner, als das alte Quart und der Milchmann muß sich daher gefallen lassen, das Liter Milch mit 1 Sgr. 9 Pfge. bezahlt zu sehen, wenn er sonst für das Quart 2 Sgr. empfing. Von der Behörde vorgeschriebene größere Litermaße sind solche zu 2, 5, 10 und 20 Liter. Für die Maße, welche kleiner, als 1 Liter, sind zweierlei Formen eingeführt, cylindrische, zu je $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$ Liter, welche sich also bequem an die altgewohnte Quarttheilung anlehnen, und konische oder Spitzmaße, welche der Zehnteilung folgend $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{10}$, $\frac{1}{20}$, $\frac{1}{50}$ Liter fassen. Auf den ersten Maßen ist die Bezeichnung in gewöhnlichen Brüchen ausgedrückt (z. B. $\frac{1}{4}$ L. = $\frac{1}{4}$ Liter), auf den letzteren steht das Maß als Decimal-Bruch (z. B. $0,2$ L. = $\frac{2}{10}$ oder $\frac{1}{5}$ Liter). Mit diesen Maßen werden Del, Wein, Spiritus, Milch, Bier gemessen, für feste Körper, als Früchte, Mehl, Kartoffeln sind folgende Hohlmaße vorgeschrieben: ein Maß von 100 Litern = 1 Hektoliter (Hek); es trägt die Bezeichnung 1 H. Ein Maß von 50 Litern der Scheffel (S) ist mit $\frac{1}{2}$ H., der halbe Scheffel demgemäß mit $\frac{1}{4}$ H. bezeichnet, er hält 25 Liter; kleinere Hohlmaße sind dieselben wie bei den Flüssigkeitsmaßen angeführten. Der neue Scheffel ist um $\frac{1}{2}$ Maße kleiner, als der alte Scheffel; an Stelle der Maße ist das Liter getreten, welches ungefähr eine gute viertel Maße nach altem Maß ausmacht. Für den Marktverkehr wird sich voraussichtlich ein Maß von 5 Litern, gewissermaßen eine neue Maße, einführen und dieses würde ungefähr so groß sein, als $\frac{1}{2}$ Maße altes Maß. Brennmaterialien werden jetzt auch nach dem Litermaß verkauft (für Steinkohlen, Kokes führt sich mit gutem Vorbedacht mehr und mehr der Verkauf nach dem Gewicht ein), es sind hierfür vorgeschriebene Kastenmaße von 50 Litern Inhalt (1 neuer Scheffel), 100 und 200 Litern (1 und 2 Hektoliter); eine Tonne Steinkohlen würde $2 \frac{1}{2}$ Hektolitern entsprechen. Denkt man sich den 1 Liter fassenden Würfel um das Zehnfache vergrößert, so daß also jede seiner Kanten 1 Meter lang ist, so erhält man das Kubikmeter (kbm.), ein Maß, nach welchem Torf und Klobenholz verkauft werden, der Torf wird in Kammern von 2 bis 4 Kubikmeter Inhalt gemessen. Das Holz wird in geachteten Meßrahmen von 1, 2, 4 Quadratmetern Fläche aufgepackt, dann die Länge der Kloben besonders mit dem Meterstabe gemessen und darnach der Kubikinhalt berechnet; $\frac{3}{4}$ Kubikmeter sind gleich einer alten Klafter. An Stelle von Quadrat-Zoll, -Fuß, -Ruthe und Morgen treten das Quadratcentimeter (Qm), das Quadratmeter (Qm), die Quadratdeca oder das Ar (= 10 Quadratmeter). Nach altem Maß ist das Ar (A) ungefähr gleich 7 Quadratruthe, 1000 Quadratmeter oder 100 Ar sind 1 Hektar (HA) und dieses ist ungefähr 4 alte Morgen groß. Aus dem Liter (oder wie wir gesehen, dem Decimeter-Würfel) ergibt sich nun sehr einfach das neue Gewicht. Füllen wir das Litermaß mit Wasser (von gewöhnlicher Temperatur) an, so wiegt dieses genau 2 Pfund oder 1 Kilogramm (oder Kilo = k) oder 1000 Gramm. Das neue Pfund (500 Gramm) ist schon seit längerer Zeit gebräuchlich, nur wird es jetzt nicht mehr in 30 Loth, sondern in 50 Neuloth eingetheilt; jedes Neuloth (Decagramm, Dg) ist also gleich 10 Gramm, das Pfund ist also gleich $\frac{1}{2}$ Kilogramm; 100 Pfund oder 50 Kilogramm gleich einem Centner (Z oder 50 k). Das Gramm wird wieder eingetheilt in 10 Decigramm (dg), das Decigramm in 10 Centigramm (zg), das Centigramm in 10 Milligramm (mg), 1 Gramm also gleich 10 Decigramm oder 100 Centigramm oder 1000 Milligramm. Diese kleinen Gewichte kommen natürlich für den gewöhnlichen Verkehr nicht in Betracht, sie werden vom Apotheker und zu wissenschaftlichen Untersuchungen gebraucht. Von größeren Gewichtsstücken werden in Gebrauch gezogen: Der Centner mit der Bezeichnung 1 Ctr. = 50 k., der halbe Centner ($\frac{1}{2}$ Ctr. = 50 Pfund), von Pfundstücken solche zu 40, 20, 10, 5, 4, 2, 1 und $\frac{1}{2}$ Pfd. (mit der Bezeichnung 40 Pfd. = 20 k. u. c., nur Gewichtsstücke von 5 Pfund und $\frac{1}{2}$ Pfund dürfen nicht nach Kilogrammen bezeichnet werden). Von Gewichtsstücken unter einem Pfunde werden ausgegeben solche zu 200, 100, 50, 20, 10, 5, 2 und 1 Gramm (bezeichnet mit g; die Stücke von 100, 50, und 5 Gramm dürfen außerdem die Zeichen NL [Neuloth] tragen); von den Gewichtsstücken, die kleiner, als 1 Gramm sind, sei hier abgesehen.

Wer uns bis hierher gefolgt, wird zugestehen müssen, daß sich die neuen Gewichte aus dem Metermaß ohne viel Kopfzerbrechen herleiten lassen, aber nur die Uebung in praktischen Gebrauch der Maße und Gewichte kann zu wirklich näherer Bekanntheit und Befreundung mit denselben führen. Für den Verkehr empfehlen sich auch noch weitere Vereinfachungen, zu welchen die Zeit so wie so hinführen wird; dazu rechnen wir erstens, daß man sich möglichst der Theilung in Zehn enthalte und immer nur mit 1 und 100 rechne. Dies ist unseren Leserinnen für das Meter nichts Neues, denn man sagt nicht 4, 5, 6 Decimeter, sondern 40, 50, 60 Centimeter, ebenso verfähre man aber bei Grammen und Litern und sage also 10 Gramme statt 1 Decagramm, ein Wort, welches ohnehin wenig Aussicht hat, sich einzuführen. Gewöhnt man sich ferner daran, sich der deutschen Bezeichnungen: Neuloth, Kanne, Stab, Kette u. c., welche doch nur für die Uebergangszeit beibehalten oder geschaffen sind, zu entäußern, so wird auch dies dazu beitragen, die Eingewöhnung der metrischen Maße und Gewichte schneller zu vollziehen. Wer sich eingehender mit dem metrischen Maß- und Gewichtssystem beschäftigen will, den verweisen wir auf folgende Broschüren: A. Böhme und G. Behm, das neue metrische Maß und Gewicht nebst Tabellen (3 Hefchen à 6 Sgr.), Berlin bei F. Müller; Hekto - Kilo, Anleitung zum richtigen Gebrauch u. c. von Kameke, Berlin bei D. Seehagen; Tafeln zur Vergleichung der metrischen Maße u. c. von H. Schloesser, Berlin bei H. S. Hermann (7 $\frac{1}{2}$ Sgr.); für den täglichen Gebrauch sei auf das im Portemonnaie zu tragende, in der Deder'schen Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei erschienene Büchlein: Verhältniß-Zahlen zwischen dem bisher gültigen und dem neuen Maß und Gewicht u. c. (Preis 1 Sgr.) aufmerksam gemacht.

Die Dame ohne Herz.

Roman von Karl Heigel.

(Fortsetzung.)

III.

Frau Waldemar, deren Tod im einförmigen Gang der Tage auf Wittenhagen ein Ereigniß gewesen war, ist binnen wenigen Monaten vergeßen wie ihr Grab. Die Dörfler müssen fischen und weben, und die Hinterbliebenen, Gatte und Tochter, leben der Zukunft.

Waldemar lehrt Helene all sein Wissen, das vielseitig, und seine Lebensflucht, die vielleicht einseitig ist. Die Thatsache, daß er selbst mit seinem System keinen Erfolg hatte, widerlegt allerdings nicht dessen Werth. Jedenfalls schwört Helene auf ihren Meister. Was er menschliches Glück nennt, gibt ihr als solches, und seine Mittel zum Zweck sind ihr die rechten Mittel. Ihre Talente entwickeln sich, der Ehrgeiz oder vielmehr jetzt noch die Phantasie sucht bestimmte Ziele. Für Waldemar hat sie nicht kindliche Liebe, aber die ganze Ergebenheit einer lernbegierigen Schülerin. Die Natur dagegen hat ihren Zauber für sie verloren. Helene erkennt den Werth der Zeit, und eben darum vergeht die Zeit ihr wie ein Traum.

Anders Wanda von Wief! Sie arbeitet nicht an ihrem Schicksal, und alle Welt findet, daß sie es nicht nöthig habe. Was sie in der Schule lernte, weiß sie, was sie im Leben soll, glaubt sie zu wissen. Ihr Herz fühlt Bärtlichkeit für Papa und meint es gut mit der übrigen Menschheit, welche ihrerseits auch Nichts unternimmt, um der hübschen Erbin die Laune zu verderben. Außerdem schlägt das Herzchen zuweilen etwas rascher, seitdem ein gewisser Leo von Holberg Gast auf Wief gewesen. Der „liebenswürdiger“ Bruder hat, ganz nach den Erwartungen und Wünschen des Herrn von Wief, keinen nachhaltigen Eindruck auf Wanda gemacht. Das Mädchen findet den älteren ersten Leo anziehender und widmet diesem ihre Aufmerksamkeit, wenn er zugegen, und ihre Gedanken, wenn er ferne ist — soweit die Ansprüche eines vergnüglichen Lebens ihr Mufse dazu lassen.

Zwei Jahre sind seit dem Morgen vergangen, an welchem Herr von Wief seinem Kinde zum ersten Mal die Holberge nannte. Die Wälder ringsumher stehen in ihrer Pracht, und das Meer ruht sich von den Stürmen aus. Das Schloß beherbergt mehr Gäste, denn je. Große Dinge bereiten sich vor.

Derjenige, welcher der Held des Ereignisses sein soll, empfängt am Morgen des wichtigen Tages den ersten Gruß von seinem Bruder.

Beide sind von hohem Wuchse, doch sonst in ihrer Erscheinung einander nicht ähnlich. Der schlankere Egon hat einen in allen Linien schönen Kopf, feurige Augen, dunkles krauses Haar. Tadellos gebaut, hat er die Kraft eines Athleten und ist doch vom Scheitel bis zur Sohle ein Elegant. Dem Anderen dagegen sitzt der gewaltige Schädel auf kurzem Hals, sein Gesicht, jwiel davon der dicke Vollbart sehen läßt, ist mongolisch — es wäre abstoßend häßlich, wenn nicht gewisse Falten und Grübchen über und zwischen den Brauen ihm einen schwermüthigen, fast schmerzlichen Ausdruck gäben. In Leo's grauen Augen glimmt nur zuweilen ein irres Flämmchen auf, er hat struppiges Haar, unverhältnißmäßig große Hände und Füße, er ist schwerfällig wie ein Bär — aber nichtsdestoweniger der Erbe des gräßlich Helmschen Majorats.

„Der Himmel will Dir wohl,“ sagt Egon. „Ein herrlicher Tag!“

„Ich wollte lieber, daß es regnet,“ erwidert der Andere von der Sophaecke aus. „Ich weiß nicht, warum, aber ein Regentag schiene mir geeigneter.“

„Und Du bist noch im Déshabillé?“

Leo wirft einen trägen Blick auf seinen japanesischen Schlafrock. „Ich bin bald angekleidet,“ entgegnet er.

„Ich bewundere Deine Ruhe.“

„hm, mit meiner Ruhe ist's ein eigen Ding. Ich hatte eine schlaflose Nacht.“

„Dies Schicksal theilst Du wahrscheinlich mit Allen. Es war heute Nacht eine Unruhe im Schloß! ein ewiges Auf und Ab auf Treppen und Corridoren! Herr von Wief setzt zum heutigen Fest Erd' und Himmel in Bewegung.“

„Er erweist mir damit keinen Gefallen. Wozu der Lärm und das Aufgebot so vieler mir gleichgültigen Personen! Kann denn dergleichen nicht in der Stille geschehen? Müssen denn Krethi und Plethi Zeugen sein?“

Egon sieht den Mißmüthigen lächelnd an. „Bruder,“ sagt er, „wenn Einer Dich hörte, der Dich nicht kennt — oder läge die Ursache Deiner üblen Laune wirklich tiefer? Du bekommst doch nicht plötzlich das Lampenfieber?“

„Es handelt sich heute um Mehr, als eine Komödie!“ entgegnet ärgerlich der Aeltere, trennt sich schwerfällig von der Sophaecke und stellt sich vor den Bruder hin.

„Vergiß nicht,“ fährt er fort, während sein Gesicht sich purpurn färbt, „vergiß nicht, daß es sich keineswegs um mein Glück allein handelt! Meine Gemahlin wird einst die Herrin von Helmburg. Ihre Stellung und ihr Reichthum repräsentiren eine Macht!“

„Welche Wanda nie mißbrauchen wird!“ fällt Egon mit Wärme ein. „Sie hat das beste Herz von der Welt.“

„Nun ja, freilich, das hoff' ich auch,“ murmelt Leo. Das brüderliche Urtheil über Wanda scheint ihm eine Last vom Herzen zu nehmen, sein Gesicht leuchtet sich auf, und er macht nachdenklich einen Gang durchs Gemach. Aber bald klagt er wieder:

„Es ist, um den Verstand zu verlieren, wenn ein Mann mit meiner Verantwortlichkeit freien muß. Die Mädchen von heute sind so eitel, veränderlich, herzlos —“

Bruder Don Juan zeigt alle seine schönen Zähne. „So waren sie, seitdem die Welt sich dreht.“

„Aber Wanda? Sagtest Du nicht, Wanda —?“ ruft Leo, nun wieder verzweiflungsvoll.

„Wanda ist besser, als tausend andere. Wenigstens heuchelt sie nicht.“

„Aber ihr Herz? Ich verlange ein Herz —“

Egon fühlt eine grausame Lust, den Schwachmüthigen zwischen Erd' und Himmel hängen zu lassen, aber unterdrückt den Hohn und sagt: „Warum erst heute diese Zweifel? Du kennst doch Fräulein von Wief lange genug, um Dir aus ihren guten und bösen Eigenschaften ein Facit gemacht zu haben. Mehr Sirene, als Engel ist jede. Aber dafür ist ja die Liebe da. Liebst Du denn Wanda nicht?“

Der Aeltere läßt sich stöhnend in einem Lehnstuhl nieder.

„Liebe ist ein Zauber,“ beginnt er dann ... „Du, glücklicher Reichthümer, weißt am besten, wie blöd und scheu ich immer den Frauen gegenüber war. Die Nähe eines dieser blendenden Geschöpfe und gar eines Mädchens verschloß mir den Mund, lähmte und bedrückte mich. Wanda war die Erste, die mich ihren Bann angenehmer fühlen ließ. Sie ist so heiter, so natürlich, ihr Lachen thut mir so wohl! Und daß ich's nur gestehe — auch andere Rücksichten wirkten auf mich ein... Ich habe nicht Deine Vorzüge, Egon. Manche Schöne schmeichelt dem Erben, während sie den armen Leo Holberg keines Blickes werth halten würde. Fräulein von Wief ist selber reich — aus guter Familie... Sodann hat sie keine Verwandten, was ebenfalls ins Gewicht fällt.“

„Hoffentlich sprichst Du das nicht aus eigener trüber Erfahrung?“
 „Was fällt Dir ein! Aber es sind eben nur Wenige so glücklich darin wie ich es bin... Kurz, alle diese Erwägungen überredeten mich, um die Hand des Mädchens anzuhalten. Ihr Vater zog mich mit einer Freude, welche unmöglich Maske sein oder aus Eigennutz entquellen konnte, ans Herz, und Wanda sagte nicht Nein. Aber nun es Ernst wird, steigen mir Bedenken auf, ob ich die Sache auch ernst genug genommen habe!“

„Viel zu ernst nimmst Du es und viel zu gut bist Du! Wie kann man sich mit Deinen Gaben und Ausichten das Leben so schwer machen! Nein, mein theurer Hypochonder, ich gratulire Dir zum heutigen Tage von ganzem Herzen und wünsche nicht nur, sondern prophezeie Dir alles Glück.“ Und Egon schüttelt dem Bruder beide Hände.

Ein Diener meldet den Arzt.

„Nehmen Sie Platz und eine Cigarre, lieber Doctor,“ jagt Leo zu dem Eintretenden.

„Gratulor ex toto animo,“ ruft dieser mit lachendem Gesicht. „Gratuliren Sie mir nicht, ich hatte wieder eine schlimme Nacht —“

Es ist fünf Uhr Nachmittag. Die Gesellschaft, welche sich nach der Tafel zerstreute, hat sich auf der Terrasse wieder zusammengefunden. Die Damen sind in sommerlicher Balltoilette, die Herren im Gesellschaftsanzug. Denn das ländliche Ballfest beginnt, und zu den Gästen, die im Schlosse wohnen, stoßen die aus der Umgegend Geladenen. Herr von Wief geht ruhelos von einer Gruppe zur anderen. War er schon bei Tisch nicht der muntere Amphitryon wie sonst, so ist er jetzt, je tiefer die Sonne sinkt, je weniger im Stande, seine Aufregung zu verbergen. Er stellt wunderliche Fragen und gibt verkehrte Antworten; sein Gesicht glüht, und die Schleife der weißen Halsbinde sitzt ihm im Nacken. „Der gute Papa!“ sagt Wanda, welche ihrerseits heute sehr oft die Farbe wechselt und bald zu laut, bald zu einsilbig ist. Sie vermeidet es, Leo anzusehen und richtet die Fragen, welche eigentlich diesem gelten, an seinen Bruder. Der ist heute wie immer, redselig, galant, mit Gott und aller Welt und namentlich mit sich zufrieden.

Endlich gewinnt Papa Wief so viel Fassung, neben Wanda Platz zu nehmen und ein wenig auszuathmen. Im Kreise, der um seine Tochter sich gebildet hat, wird von der herrlichen Lage Wiefs, von den Ausflügen nach dieser und jener nahen Ortschaft gesprochen. Jemand erwähnt das Fischerdorf Wittenhagen.

„Mein Gott,“ fährt der Schloßherr empor, „da fällt mir ja ein: Eine Ueberraschung für Dich, Wanda! Der Einsiedler von Wittenhagen hat für sich und seine Tochter zugesagt... Das ist wohl das erste Mal...“

Darauf kannt Du Dir was einbilden... Sie alle,“ fährt Wief, seine Nachbarn anblickend, fort, „Sie alle haben unzweifelhaft von dem wunderlichen Paar gehört!“

Die Einen: Ja, die Anderen sind sehr neugierig. Was Herr von Wief vom „Einsiedler“ weiß, ist nicht viel; er hat ihn und sein Kind nur aus der Ferne, nur flüchtig gesehen. Soviel er sich erinnern kann, mache der Fremde — Waldemar sei sein Name; man munkle, ein angenehmer — den Eindruck eines Gentleman, und was die Tochter anbelangt —

Egon Holberg hat dieselbe in nächster Nähe gesehen. Bei einem Ritt am Strande.

„Sie soll sehr schön sein,“ sagt Wanda, den Jächer schwingend, und blickt dabei unwillkürlich den älteren Holberg an.

„Aber stumm,“ wagt ihre Gesellschafterin, allerdings mit Erörthen, zu bemerken.

„Jedenfalls ist Fräulein Waldbauer — heißt sie nicht so? — nicht taub,“ wirft Egon lächelnd ein, „denn sie hörte ihrem Begleiter einem alten Herrn offenbar mit Verständnis zu.“

warmen Hauch. — Sogar Herr von Wief kommt zum Genuß seines Triumphs als Geber des Zauberfestes. Er ist selig über seine Tochter, welche an der Seite der neuen Freundin, die Nymphe neben der Göttin, wandelt, und ist bezauert von Helene. „Das interessanteste Mädchen, das mir vorgekommen,“ versichert er dem jüngeren Holberg, „und dabei durchaus nicht überspannt! Und von angeborner Noblesse! Mit einem Wort: eine Dame! eine Erscheinung!“

Weniger ist er vom Vater Einsiedler erbaut; das Gesicht desselben, heute in der Nähe gesehen, ist ihm fatal, es erinnert ihn — er weiß nicht woran; an Jemand — er weiß nicht an wen, keinesfalls an einen Freund.

Beim Anbruch der Dämmerung kehrt man in den ferzgerhellsten großen Saal im Erdgeschoß zurück, wo Fräulein von Wief sich als Klavierkünstlerin zeigt, und Egon Holberg mit viel Ausdrück und wenig Schule einige Lieder zum Besten gibt.

Später, während Wanda die Complimente einiger Offiziere anhört, wendet sich Leo an Fräulein Waldemar.

„Sie lieben gewiß sehr die Musik?“

„Darf ich Ihrer Antwort vorgehen, mein Fräulein!“

Helene wirft einen raschen Blick auf den zweiten Frager, einen jungen Diplomaten, der bei den Klavierstücken die Noten umblättern half. Er hat ein schmales, blaßes, bartloses Gesicht, eine Denkerstirn, Augen, welche lieber forschen, als verathen, und feingeschnittene Lippen, welche nur Ueberlegtes sprechen.

„Wenn Sie daran zweifeln, daß mir Musik sympathisch sei,“ entgegnet Helene nach einigem Zaudern, „so täuschen Sie sich.“

„Wird in Wittenhagen viel musicirt?“ fragt Leo treuherzig.

„Gewiß,“ fällt der Andere wieder ein und lächelt bedenklich, „das einsame Meer hat für manche Menschen ganz besondere Gesänge.“

„Ich glaube nicht an Sirenen,“ versetzt Helene kalt und gelassen. Leo wird in diesem Augenblick leicht von einem Jächer gestreift. Nur leicht; dennoch schrickt er zusammen.

„Papa winkt Ihnen,“ flüstert Fräulein von Wief, und ihr Gesicht erglüht, „er will uns sprechen, vermuthlich.“

Holberg bietet Wanda den Arm und begibt sich mit ihr auf die Terrasse, wohin Herr von Wief vorangegangen.

Ein röthlicher Schimmer fällt aus den Saalfenstern, aber drunten im Garten sind nur sanfte Helle und ruhige Schatten.

Hier unterm Sternenhimmel, der wenigstens Zwelen von ihnen — Wanda und ihrem Vater — als ernstester Zeuge gilt, legt Herr von Wief die Hände des jungen Paares in einander —

Dann kehren sie in den Saal zurück, wo es plötzlich still geworden, und der Schloßherr verkündigt bewegt die Verlobung seiner Tochter Wanda von Wief mit Leo von Holberg.

Allgemeine Aufregung! lärmender Jubel! Tusch vom Garten her!

Nachdem Braut und Bräutigam und Brautvater die Glückwünsche von Hoch- und Wohlgeborenen eingeerntet haben, werden die Gäste zu einem Gang durch den Park geladen.

Da glänzen jetzt Triumphbogen von farbigen Lampen, und außerdem sind alle Dienstmannen vom Schloß und von den Vorwerken, Jäger und Lakaien, Knechte und Stallungen aufgeboden, um mit Windlichtern den Waldweg zu erleuchten.

Musik voran, windet sich der laute Menschen-schwarm durch die schweigende Wildniß und gelangt sodann in eine Schlucht, welche in wachsender Breite zum Strande sich hinabjencft

Hier wird Halt gemacht, die Musik verstummt, die Lichter verlöschen. Das Meer liegt schwärzlich da, nur leise und leicht und kaum zur Welle sich hebend.

Papa Wief hat etwas abseits von den Gruppen der Zuschauer an der einen Waldseite sich aufgestellt, aber er bleibt nicht lange allein; Herr Waldemar gesellt sich ihm zu.

„Eine herrliche Nacht,“ sagt derselbe. Seine Stimme berührt trotz ihres Wohlklanges Herrn von Wief, jetzt im Finstern, eigen-thümlich — sehr unangenehm.



„Und Sie haben das mysteriöse, um nicht zu jagen, abenteuerliche Paar eingeladen?“ wendet sich eine Dame mit rosenfarbiger Coiffüre und röthlicher Nasenpitze an Herr von Wief.

„Bardon, meine Gnädige,“ erwidert letzterer, welcher heute gern die ganze Welt nach Wief entboten hätte; „die beiden Leuten genießen, abgesehen von ihrer Zurückgezogenheit, den besten Ruf — er soll eine erstaunliche Gelehrsamkeit besitzen — den Wittenhagenern ist er Arzt, Rechtsanwalt, Dekonom — und dann wollte ich namentlich dem armen Mädchen einmal ein Vergnügen gönnen.“

„Herr und Fräulein Waldemar!“ meldet ein Bedienter.

„Lupus in fabula,“ sagt Egon Holberg. Die verschiedenen Gruppen, in welche die Gesellschaft sich gliederte, lösen und vereinigen sich in eine einzige. Jeder will die Fremden sehen, deren geheimnißvolle Existenz zu manchem Kaffeekränzchen zwischen Wittenhagen und Mölin die Unterhaltung liefert.

„Sie ist schön,“ sagte Wanda zu ihrer Gesellschafterin.

„Ich finde ihren Teint zu lebhaft,“ bemerkt diese pflichtschuldigst.

„Milch und Blut,“ spottet Wanda, „wie die Gänsehirtinnen, die im Märchen Prinzessin werden.“

Leo sieht seine Zukünftige mit einigem Erstaunen an, dann wendet er den Blick nach der Angekommenen.

Ja, sie ist schön, siegend unwiderstehlich schön! Das Antlitz, die Gestalt — und wie sie grüßt — wie sie züchtig erröthet und doch so anmuthig sicher sich bewegt! Nicht nur die Augen Leo's schmelgen, sein ganzes Herz wallt diesem holten Mädchen aus der

Fremde entgegen. Und seinen Affect zu steigern, beginnt das Orchester, welches der Park den Blicken verbirgt, eine rauschende Weise.

Wanda hat indessen bald ihre Gutmüthigkeit wiedergefunden, sie eilt auf Helene zu und begrüßt sie wie eine Schwester.

„Schon saß die Terrasse der Gäste Zahl nicht mehr. Man begibt sich in den Park hinab. Die herrliche Natur im Abendlichte, das Schloß dort mit seiner Marmortreppe, die Musik — all das übt seine Wirkung auf die Sinne aus; auch der Stillste fühlt seine Pulse rascher schlagen, fühlt von der Freude des Lebens einen



„Sie alle,“ fährt Wief, seine Nachbarn anblickend, fort, „Sie alle haben unzweifelhaft von dem wunderlichen Paar gehört!“

Die Einen: Ja, die Anderen sind sehr neugierig. Was Herr von Wief vom „Einsiedler“ weiß, ist nicht viel; er hat ihn und sein Kind nur aus der Ferne, nur flüchtig gesehen. Soviel er sich erinnern kann, mache der Fremde — Waldemar sei sein Name; man munkle, ein angenehmer — den Eindruck eines Gentleman, und was die Tochter anbelangt —

„Eine herrliche Nacht,“ sagt derselbe. Seine Stimme berührt trotz ihres Wohlklanges Herrn von Wief, jetzt im Finstern, eigen-thümlich — sehr unangenehm.

Da entglimmt am Strand ein bläuliches Flämmchen, gleich darauf zischt und rauscht eine Rakete empor, beschreibt den weiten Funkenbogen am wolkenlosen Nachthimmel und zerfließt mit lautem Knall, ihr folgt eine zweite — dritte — Feuerräder freisen, und Schwärmer zuden prasselnd über die Fluth.

Die Zuschauer klatschen in die Hände und rufen Bravo und gerathen außer sich, als zuletzt bengalische Flammen sie selbst und Wald und Himmel und Meer mit unheimlicher Gluth beleuchten.

„Sehr schön,“ sagt Waldbemar, sich dichter an den Schloßherrn schmiegend, „aber Effect gegen Effect, Ueberraschung für Ueberraschung! Ich hatte vorhin keine Gelegenheit, Ihnen zur Verlobung Ihrer Fräulein Tochter Glück zu wünschen; gestatten Sie es mir nachträglich: Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen, mein lieber Schwager!“

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid von weißem Tüll, mit Puffen von gleichem Stoff, weißer Spitze und einer gezähnten Rüsche von rosa Taffet garnirt. Ueberkleid à la Pompadour von rosa Taffet, mit Spitzen und Rüschen ausgestattet. Chemiset und Aermel von gefaltetem Tüll. Diadem und weiße Feder im Haar.

Figur 2. Kleid von weißem Tarlatan, mit Schrägstreifen und Baden von blauem Seidenreps garnirt. Taille von blauem Seidenreps mit Schleifen von gleichfarbigem Bande.

Figur 3. Robe von rosa Atlas mit breitem gefaltetem Volant. Ueberkleid von weißem Algerienstoff, mit wilden Rosen gefasst. Berthenähnliche Garnitur und Schärpe von rosa Atlas, eckere mit Spitze und Rosen garnirt. Rosen im Haar.

Figur 4. Kleid mit Schößtalle von grünem Taffet. Garnitur aus Rüschen von gleichem Stoff und Schleifen von gleichfarbigem Repsband.

Figur 5. Robe mit Ueberkleid von lila Seidengaze, mit Faltungen desselben Stoffes und Blenden von pensée Seidenreps garnirt. Schleifen von pensée Repsband. Lange Charpes aus Seidengaze, welche hinten am Taillenabschluß mit einer Schleife befestigt sind. Perlen und Blumen im Haar. Die Papiermodelle zu diesen Roben sind durch die Administration des Bazar, Berlin, Unter den Linden 54, zu den in Nr. 1 des Bazar 1872 angefügten Bedingungen zu beziehen.

Auflösung des Rebus Seite 36.

„Ein Vubenstüd.“

Auflösung der Charade Seite 36.

„Bleistift.“

Correspondenz.

Vom Büchertisch. Wir haben jüngst die Prachtausgabe von Casias Tegner's Frithiofs-Sage (mit 47 Illustrationen von Prof. Malinström) erwähnt. Inzwischen hat der Verleger derselben, Herr A. Hofmann, als Anerkennung seiner Verdienste um die Verbreitung der nordischen Literatur in Deutschland den Gustav-Wasa Orden für Kunst und Wissenschaft erhalten. Diese Verdienste beschränken sich freilich nicht auf obige Ausgabe Tegner's, aber wir notiren die königliche Auszeichnung, um noch einmal die Aufmerksamkeit der Leserinnen auf dies besonders schöne Werk zu lenken. — Das Album für Stickerie von Fr. Fischbach (fünf Lieferungen à 1 1/2 Thaler, das Ganze mit eleganter Mappe 8 1/2 Thaler, Leipzig, Rudolph Weigel) enthält 130 Muster zum Abwählen für Straminstickerei und ist in reichem Buntdruck sehr elegant ausgestattet. Es bietet einen Ornamentenschatz zur praktischen Verwerthung für jedes Haus, das Atelier und die Schule. Auf der Ausstellung in Kasel wurde dem Werke „wegen des in den Vorlagen ausgesprochenen guten Geschmacks und wegen der stilgerechten Composition“ (Urtheil der Jury) die höchste Auszeichnung zu Theil. Die Fachzeitschrift Deutschlands hat einstimmig an-

erkannt, daß das Album den strengsten Anforderungen der Kunst in Bezug auf Farbe und Form entspricht und deshalb dem Wechsel der Mode nicht unterliegt. Es eignet sich vorzüglich als Festgeschenk für Damen, indem es nicht nur zur mustergerichten Nachbildung anregt, sondern auch zur eigenen Composition anleitet und daher den Geschmack in doppelter Weise bildet. — Ueber Paul Konowka's „Falkstaff und seine Gesellen“, und ein ganz reizendes Büchlein: „Posthornklänge“ gesammelt durch S. K. H. den Herzog Max von Baiern bringen wir in nächster Zeit ausführlichere Besprechungen.

Gänseblümchen in Schwaben, „Emma in Prag“ und eine zehnjährige Verehrerin des Bazar in Tyrol. Der Raum der Supplemente gestattet uns nicht, zu jeder im Bazar enthaltenen Abbildung auch das betreffende Schnittmuster zu bringen; wie Sie aber aus der Notiz in der ersten Nummer des Jahres 1872 erfahren, können wir die Wünsche unserer Abonnenten durch directe Uebermittlung des betreffenden Schnittmusters erfüllen.

Stimmchen aus der Mark. Allerdings müthen wir einer Blondine nicht zu, eine canariengelbe Robe zu tragen. Lassen Sie den Stoff olivenfarben oder braun färben und falls Sie daraus keine vollständige Robe erhalten, nehmen Sie dazu ein Ueberkleid von schwarzem Grosgrain.

R. R. Genaue Anleitung zur Fribolitätenarbeit brachten wir auf Seite 317 d. J. 1866; wir werden indeß in nächster Zeit das Verfahren wiederholen. Abonnentin in Schleswig. Wir rathen Ihnen zu dem grünen Stoffe eine Bluse und Tunika aus schwarzem Tüll zu wählen; ein sechzehnjähriges Mädchen wird durch ihre Jugend geschmückt; daher genügt ein einfaches Muffkleid vollständig.

S. v. R. Fertigen Sie den Rod nach dem zu Abbildung Nr. 46, Seite 256 gehörigen Schnitt und besetzen Sie ihn mit einem 25 bis 30 Cent. breiten in Tüllfalten gelegten Volant.

S. S. in W. Wir rathen Ihnen zu dem Sammetmantel auf Seite 367, Abbildung Nr. 1 und 2 d. J. 1871. Die ausgelämmten Haare übergeben Sie einem geschickten Haar Künstler.

S. G. Die von Ihnen bezeichnete Jacke ist vorn sackförmig, hinten anschließend.

Mehrere Abonnenten. Es sind infolge des Aufsatzes „Mutter Simon“ zahlreiche Anfragen an uns ergangen. Wir benachrichtigen alle diejenigen, welche dieses dem Wohlthätigen Widmungs gewidmete Unternehmen einer wackeren Frau unterstützen wollen, daß Herr Banddirector Köhne (Sächsischer Bant) in Dresden die Güte hatte, die Central-sammelstelle für die eingehenden Geldspenden zu übernehmen.

